



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

unserem Herrgott gemacht werde, das wisse ja niemand. Er möchte nur mal wissen, wer eigentlich so böshaft wäre; ob der Karl denn gar keinen Anhaltspunkt zur Ermittlung des Täters habe. Nein, der Karl habe keinen Anhaltspunkt; er wäre schon bei dem Herrn Pfarrer gewesen und dies und das und so und so. Wie aber der Schreiner Kling die Meinung des Herrn Pfarrers hört, wird auch er ein wenig zurückhaltender, aber er verläßt doch wenigstens seinen Grundsatz nicht, und das befriedigt den gequälten jungen Menschen einigermaßen. Dann sagt der Schreiner Kling noch, daß er die Sache noch vor Kerb (Kirchweih) wieder in Ordnung bringen würde, und er tät hoffen und es dem Karl wünschen, daß es dann auch bleibe und nicht wieder ausgefragt werde. Und eine Gute Nacht hin und her.

Dann geht der Karl Salzer heim und erzählt dem Onkel Hannes, was es gegeben.

Als Karl seinen Bericht beendet hat, ruft Hannes Holtner zu seiner Hünergröße auf und sagt:

„Sejert will ich dir mal einen Vorschlag machen! Bittgänger haben wir nun genug getan, das hat jetzt ein End, und wir verlassen uns auf unsere Fäuste. Auf die Kerb hoffst du dich mir net daheim hin, auf Kerb gehst du mir ins Wirtshaus wie die anderen jungen Leut auch. Da hört man mancherlei. Das sollt mir denn doch mit komischen Dingen zugehen, wenn kein einziger unter den jungen Kerls wüßt, wer der Grabschänder ist. Und wenn du's herausgebracht hast, wer's war, mußt halt sehen, was du dagegen machst. Ist's ein arm erbärmlich Mottchen, drohst du ihm einmal mit einer Anzeige. Ist's ein Kerl, der sich damit net einschüchtern läßt, schmeißt du ihm mal die Knochen halb entzwei. Verstanden?!“

Da ist der Karl Salzer mit diesem Vorschlage einverstanden. Wenn halt der Herr Pfarrer mit seiner Leibgarde, wie der Onkel Hannes sagt, in diesem Falle nicht imstande ist, Ordnung zu schaffen, dann muß man sich eben selbst helfen.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Schöne Literatur

**Ein polnischer Bauernroman.** Immer wieder und nicht zuletzt in diesen Blättern ist auf die Schicksalsbedeutung der polnischen Zustände und der polnischen Entwicklung für den Bestand Preußens, des Reiches und des Deutschtums hingewiesen worden. Dankbar ist alles zu begrüßen, was uns die Polen tiefer verstehen und besser kennen lehrt; und dazu gehört selbstverständlich auch der beste und ernsteste Teil ihres Schrifttums. Wir wissen davon in Deutschland im allgemeinen

sehr wenig. Von den neueren polnischen Dichtern etwa, die Otto Hausser in seiner „Weltgeschichte der Literatur“ (vgl. meine Besprechung Grenzboten, Jahrg. 70, 10) auführt, sind bei uns nur Mickiewicz, Julius Slowacki, J. J. Kraszewski und Henryk Sienkiewicz mit einigen Werken bekannt geworden. Und wir würden es gewiß überflüssig und bedauerlich finden, wenn man uns, wie aus Rußland und Skandinavien und Frankreich, auch mit allen polnischen Beigabungen von zweitem und drittem Wert bekannt machen würde. Bei dem Wert „Die

polnischen Bauern“ von dem Dichter **Wladislaw Stanislaw Reymont** aber ist diese Einführung ein nicht bestreitbares Verdienst. Gewiß ist es viel verlangt, diese vier starken Bände dem alljährlich mit einem Übermaß von Büchern beschenkten deutschen Leserkreise zuzumuten, aber der Übersetzer **Jean Paul d'Ardeschah** und der Verleger **Eugen Diederichs** verdienen dafür wärmsten Dank. Denn dieser vierteilige Roman „Die polnischen Bauern“ ist ein Lebensbild von zwingender Gegenständlichkeit, handgreiflicher Echtheit und dichterischer Gewalt. Er ist das Werk eines lyrisch empfindenden Menschen, der doch zugleich die dem unbefangenen Erzähler eigene epische Kraft jugendlicher Völker besitzt, die ihnen später häufig abwehlt. Und das Werk eröffnet uns Blicke ins polnische Volkstum, die wir sonst kaum irgendwo haben, und entschleiern uns insbesondere mit der Selbstverständlichkeit des mitlebenden Volksgenossen Empfindungen, die der deutsche Dichter niemals ganz verstehen und gestalten können wird.

Reymont führt in das Dorf **Ripce** im russischen Polen und da insbesondere in das Haus des Hofbauern **Matthäus Boryna**; er geleitet uns in jedem der vier Bände durch eine Jahreszeit, deren Äußerungen in der Natur und in der menschlichen Arbeit breit und mit Behagen am Kleinen, aber doch mit jener zusammenhaltenden Kraft vorgeführt werden, die den echten Erzähler auszeichnet, ja, eigentlich erst macht. Da erleben wir die unendliche Regenzeit des Spätherbstes, in der das ganze Dorf zu ertrinken scheint, bis dann der Winter mit klingendem und kirrendem Frost einzieht, Frost, der nicht nur Bäume und Bäche und den Dorfweiber erstarren macht, sondern auch die Häuser durchkühlt, zumal die Häuser der Armen, wo „die Kälte mit eisernen Klauen alles zusammenpreßt“. „Kein Schrei,“ so heißt es da von der Ode des Winters, „zeriß das starre Schweigen der Felder, keine lebendige Stimme suchte auf. Nicht einmal ein Windstoß ließ den trockenen, glitzernden Schnee aufräseln, nur selten kam von den im Schneewehen versunkenen Wegen ein klagendes Schellengeläut oder das Knarren der Schlittenkufen herein-geirrt, aber so schwach und fern, daß, ehe

man noch erfassen und erkennen konnte, von woher und wo, alles schon wieder verflungen war, als hätte es die Stille verschlungen.“

Dann erwacht der Frühling, spät, hier in der großen Ebene des Ostens, und mit ihm erwacht das schlafende Dorf, in dem man im Winter so wenig hat schaffen und manchmal, wenn alles verweht war, nicht einmal in den Spinnstuben hat zusammenkommen können. Nun ziehen fahrende Bettler wieder ein, nun kommt der wandernde, geheimnisvolle Volksfreund wieder, der alte **Nochus**, der die Kinder im Polnischen unterweist und überall mit Rat und gutem Wort und heiliger Erzählung zur Hand ist. Bis dann der Sommer mit glühender, sengender, alles zum Meisen bringender Hitze einherzieht und die goldenen Saaten von Himmelstrand zu Himmelstrand das Gelände übermogen.

Mit sehr geschickter Steigerung steht am Schluß jedes der vier Bücher eine Art Höhepunkt: am Ende des ersten wird die Hochzeit zwischen dem Hofbauern **Boryna** und der schönen **Jagna** gefeiert, diese Hochzeit, derenwegen Unfriede zwischen Vater und Sohn in den Hof kommt, denn der Vater benachteiligt nun die Kinder erster Ehe, und der Sohn selbst liebt die Stiefmutter. Da tanzen sie in der Schenke: „Die zappelnden, schäkternden **Krakowiaks** mit der abgerissenen, kirrenden Melodie, die wie mit Ziernägeln beschlagene Gürtel mit tanzfrohen Liedlein aufgepußt war; die **Krakowiaks** voll Lachen und Mutwillen, voll fröhlichen Sanges und üppiger, starker, feder Jugend und zugleich voll lustiger Poffen, voll Haschen und Greifen, und voll Blut des jungen, liebeshungrigen Blutes. Heil!

... **Mazurkas** langgedehnt, wie **Feldraine**, breitgestreckt wie die **Matthiasbirnbäume**, rauschend, und wie die unabherrbaren Ebenen so breit, voll Schwergewicht und schlank aufstrebend, sehnsüchtig und verwegen, gleitend und dräuend gepackt, würdevoll und draufgängerisch und steifnackig dazu, wie jene **Mannsleute**, die zu einem Haufen zusammengeschart, wie ein Wald auftragend, sich in den Tanz werfen mit Fuchzern und solcher Macht, als ob es zu hundert gegen Tausende angesehen sollte, und wenn man dabei die ganze Welt zerreißen, verprügeln, zerstampfen, zu Splintern zerschlagen, auf den Absätzen aus-

einandertragen müßte und selbst zugrunde gehen, um dann noch dem Tode zu tanzen, mit den Haden aufzutrampeeln und forsch auf mazurische Art aufzujuchzen: „Da-dana!“

. . . Und mächtige Obererbs tanzten sie, ruckweise Springetänze, schwindelnde, tolle, rasende, herausfordernde und wehmütige, fengende und verfonnene, mit Klage Liedern durchwobene, im Siedetaft des feurigen Blutes pulsende und doch voll Güte und Lieben, plötzlich niedersausende, wie eine Hagelwolke und voll herzlicher Stimmen, voll himmelblauer Blicke, voll lenzverheißender Lüfte, voll düsteschwangeren Zweigerauschens, das aus blütenschweren Obstgärten kommt. Tänze, die wie jene sangerfüllten Frühlingfelder sind, Tänze, wo auch die Tränen noch durch Lachen fließen, und das Herz Freude- lieder singt, und die Seele sich sehnsüchtig losreißt, den fernen Weiten, den entlegenen Wäldern entgegen und in die große Welt hinausfliegt, ahnender Träume voll, vor sich her singend: „Oj Da-dana!“

Solche unsagbare Tänze folgten einer dem andern.

Denn also freut sich das Bauernvolk zur gelegenen Zeit.“

Am Schluß des zweiten Bandes hat sich das ganze Dorf aufgemacht, um die Holzfäller des Gutsherrn an der unberechtigten Niederlegung des Gemeindewaldes zu hindern; wie ein entfesselter, bislang aufgestauter Waldfluß selbst bricht die Wut des Dorfes über die anderen her, und verwundet, zerrissen, aber doch siegreich kehren die Ausgezogenen zurück.

Am tiefsten ergreift der Abschluß des dritten Bandes, der Tod Borynas, der bei jenem Kampf unheilbar verletzt worden ist. In der Nacht erhebt sich der Bauer, der monatelang ans Lager gefesselt war, noch einmal. Im Hemd stolpert er über die Schollen, taumelt über die Regenriffe des Ackers, und dann sammelt er Erde ins Hemd und geht, sie ausäend, als wäre es Saat- korn aus einem bereit gestellten Saß, über sein Gebreite. „Und dann, als die Nacht sich schon ein bißchen zu trüben begann, die Sterne verblassen und die Hähne das Morgen- grauen auszuträhen anfangen, verlangsamte

er sein Tun, blieb häufiger stehen, und schon ganz vergessend, Erde wieder aufzunehmen, säte er aus der Leeren Hand — als müßte er sich selbst bis zum letzten Rest auf die seit Ahn und Urahn zugehörigen Felder aussäen, als gäbe er alle gelebten Tage, sein ganzes Menschenleben, das er einst erhalten hatte, diesem Land und dem urewigen Gott zurück.“ Und während die Felder ihn noch einmal anzurufen scheinen, stürzt er zu Boden und stirbt.

Nur ein Jahr und nur die Geschichte eines Dorfes umfaßt das Werk. Aber dafür lernen wir diese Menschen auch in ihrem ganzen Leben und in ihrer ganzen Tätigkeit kennen, ohne daß mit übertriebener Peinlichkeit ledig- lich äußere Vollständigkeit angestrebt wäre. Denn die eigentliche Romanhandlung: der Kampf um Borynas Hof, die Schicksale des Haussohns und der schönen Jagna, der Kampf der Gemeinde um Boden und Wald — das alles verknüpft erst durchaus künstlerisch die breiten Bilder, die niemals von der eigent- lichen Handlung fortführen, niemals bloß Hintergrund, sondern immer notwendiger Bestandteil der Vorgänge sind. Ganz katho- lisch ist diese Dorfschaft, selbstverständlich katholisch, dem ländlich derben Geißlichen tief ergeben und noch in Noheit und Geldgier immer wieder gebändigt durch die Liebe zur Scholle und die Liebe zur Kirche. Und es lebt in allen ein uraltes Volksgefühl. Das zeigt sich nun besonders stark und für uns besonders nachdenklich in der Abwehr der russischen Beamten und der russischen Sprache, die sie bringen — beides wird als völlig fremd und unzugehörig empfunden. Und ebenso als fremd und feindlich empfinden diese Polen die Deutschen, die sich als An- siedler in ihrer Nähe festsetzen wollen. Wieder ziehen sie alle aus und künden jenen, daß sie nicht mit ihnen hausen und hofen wollen, und zwingen sie zum Abzug. „Sale, die Deutschen, das ist ein anderes Volk, ge- lehr und vermögend, die handeln mit den Juden zusammen und ziehen ihren Gewinn aus Menschennot“ — so spricht einer dem anderen ganz aus der Seele, und es spricht daraus der Haß des Slawen überhaupt gegen die Ordnung und Sicherheit, die Bil- dung und Überlegenheit der Deutschen, jener

Haß, den jeder Kenner des Ostens dort immer wieder finden wird.

Eine tiefe Liebe zum Boden der Väter erfüllt das ganze Buch, jenes häuerliche Denken und Sein, das bei uns Jeremias Gotthelf wohl am stärksten verkörpert hat, und wovon in dem großen Bauernroman „Judas“ unserer Lulu von Strauß und Torney ein gutes Stück Gegenwart künstlerisch lebendig geworden ist. Aber auch der herben Art, mit der die großen französischen Realisten, Flaubert vor allen, Bodenmenschen schildern, ist das Buch verwandt. Nur ist alles gewissermaßen jugendlicher, als ob der Erzähler noch in der Zeit einer erst frisch erwachenden Kultur stände. Das spürt man nicht nur an den nach Art alter Volksepen eingefügten Zwischengliedern, erzählten Legenden und Sagen, sondern in der ganzen Art, wie sich der Erzähler mit seinen Gestalten eins fühlt. Nirgends spricht der Volkserzieher, der Volksbelehre, der von außen schauende Künstler, überall der Mensch, der mitten drin steckt, der zu einem guten Teil seine Geschichte schreibt. Und es erhöht die Achtung vor der Begabung von Wladislaw Stanislaw Reymont, daß er dabei doch die ordnende Hand des wirklichen Dichters bewährt und uns bei der Rückschau die volle Einheit eines wesenhaften Kunstwerks sehen läßt.

Die Übersetzung des umfangreichen Werks ist sehr gut; die leicht hamburgische Färbung läßt erkennen, daß Jean Paul d'Ardeschah, von Geburt wohl Pole, jetzt in der Nähe Hamburgs angelesen ist.

Dr. Heinrich Spiero = Hamburg

In unserer großen Erinnerungszeit begrüßen wir ein Unternehmen mit besonderer Freude, das in Gust. Schloemanns Verlag, Hamburg, unter dem Titel „Als Deutschland erwachte“ in zwanzig in sich abgeschlossenen Bändchen (zum Preise von 75 Pf., geb. 1 M., bei etwa hundert Druckseiten) vorliegt. Es wendet sich an Jugend und Volk und bringt in jedem Bande einen packenden Ausschnitt aus der Franzosenzeit und den Freiheitskriegen, in dessen Mitte eine hervorragende Persönlichkeit oder Begebenheit steht, von Kennern der Zeit auf Grund reichen Quellen-

materials dargestellt und mit interessanten Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen geschmückt. Schon die Titel zeigen, wie weit die Sammlung spannt: Königin Luise (Oskar Brüssau), Blücher (Gilh. Erich Pauls), Stein (Paul G. A. Sydow), Hofer (Rich. Weitbrecht), Schill (Ernst Evers), Jahn (Karsten Brandt), Scharnhorst (E. von Wangenheim), Gneisenau (derselbe), Arndt (Sydow), Napoleon I. (Pauls), Körner (Brandt), Weimar (Adolf Bartels), Aus Hamburgs Schreckenstagen (Zul. Hahn), Das Elend der Fremdherrschaft (H. Bechtolsheimer), Mit Leier und Schwert (Goth. Voetticher), Mit der großen Armee 1812 (Zul. Hahn), Heldenmädchen und -Frauen (Otto Karstädt), Die Völkerschlacht bei Leipzig (Ernst Schäfer), Belle-Alliance (Pauls). Zu Vorträgen wie zum Vorlesen in der Familie ist hier ein reicher Stoff übersichtlich aufgespeichert, den sich patriotische Kreise nicht entgehen lassen sollten. Die vom seltenen Verlage gratis abgegebene Übersicht „Die Befreiungskriege in Literatur und Kunst“ dürfte mit ihren viele Hunderte von Titeln umfassenden Angaben jedem willkommen sein, der tiefer in die Literatur über die Zeit von 1806 bis 1815 eindringen will. S.

**Eduard Stilgebauer: „Das Liebesnest.“**  
Roman. (Berlin, bei Rich. Bong.)

Wir zeigen dies Buch an, nicht weil wir ihm eine große Verbreitung wünschen, sondern lediglich, um im Namen des guten Geschmacks gegen eine unsaubere Sache zu protestieren. Denn kein Zweifel: das Stilgebauerische „Liebesnest“ ist eine unsaubere Sache. Es arbeitet mit den übelsten Mitteln des Kolportageromans. Es paradiert von Anfang bis Ende mit peinlich unwahren Gefühlen. Es sucht die Erfindungsarmut und die schriftstellerische Talentlosigkeit seines Verfassers hinter einer schlecht verhehlten Lüsternheit zu verstecken, die um so häßlicher wirkt, weil sie ausschließlich auf den Geschmack halbwüchsiger Kommis und Ladenmamsells eingestellt scheint. Im Mittelpunkt steht ein erbärmlicher Schwächling, der dem Leser nur die Wahl läßt, ihn als Ibioten zu bemitleiden oder als Schurken zu verachten. Und um diesen sogenannten Helden scharf sich ein so liebliches Durcheinander von verlogenen Situationen, von

anrühigen Gefinnungen und von sentimentalen Unmöglichkeiten, daß man das Buch mit einem herzlich schlechten Geschmack auf der Zunge fortlegt. Man braucht ganz gewiß nicht prude zu sein, um den Stilgebauerschen Roman als beträchtliche Herausforderung zu empfinden. Er ist so strupellos in der Wahl seiner Mittel, so durchsichtig in der Art seiner verderblichen Spekulation, daß man ihn ebensogut aus ästhetischen wie aus moralischen Gründen verwerfen muß. Die deutsche Literatur hat auf keinen Fall mit Dingen dieser Art zu schaffen. Sie wird es ganz entschieden ablehnen, mit den Ausgeburten einer Phantastie behelligt zu werden, die unerkennbar auf der Hintertreppe zu Hause ist. Und sie wird ferner, schon aus Selbsterhaltungstrieb, unerbittlich darauf dringen, daß Bücher dieser Art möglichst weit hin sichtbar mit der warnenden Aufschrift „Gift!“ versehen werden.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

## Kunst

**L. Potpeschnigg.** „Aus der Kindheit bildender Kunst.“ (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 2) Leipzig, Teubner. 1912. 1,60 M.

Eins der Hauptprobleme der modernen Kunstwissenschaft ist die heiß umstrittene Frage nach der Entstehung und Bedeutung des Ornaments bei den Naturvölkern. Kunsthistoriker, Ästhetiker, Psychologen und Ethnologen haben an der Beantwortung gleiches Interesse und die Schlachtrufe „Die Abstraktion!“ „Die Schematisierung!“ werden sobald nicht verstummen. Sie deuten an, daß es sich im wesentlichen um zwei Richtungen handelt; die eine, als deren Hauptvertreter Kiegl und Worringer genannt seien, ist der Meinung, daß das geometrische Ornament am Anfang aller bildenden Kunst steht und frei und selbständig aus Gefallen am Form-

schönen entstanden ist, die andere, zu der hauptsächlich die Ethnologen (E. Grosse, R. von den Steinen u. a.) gehören, macht geltend, daß es eine durch lange Übung chematisierte Darstellung eines Naturgegenstandes, also erst das Endprodukt einer Entwicklung ist, auch sprachlich nicht als Ornament, sondern als der konkrete Gegenstand, den es nachbildet, empfunden wird. Die letztere Meinung erhält nun eine höchst beachtenswerte Stütze in der vorliegenden, sorgfältig gearbeiteten kleinen Schrift einer Zeichenlehrerin. Sie betont nachdrücklich, daß kein Kind aus sich selbst heraus darauf kommt, ein Ornament zu zeichnen, daß vielmehr Darstellung eines Objektes stets der Ausgangspunkt der Zeichnung ist. „Kein Kind bringt an seiner Zeichnung Verbesserungen im Sinne einer genaueren Symmetrie oder dergleichen an. — Rhythmus und Symmetrie, die ewigen Postulate alles Kunstschaffens, sind den Menschen gar nicht angeboren, müssen mühsam erworben werden“, und zwar nicht innerhalb bildnerischer Tätigkeit, sondern im Handwerk. Und ohne zu verkennen, daß bei Kindern und bei Naturvölkern nicht die gleichen Verhältnisse gegeben sind, schließt sie: „Die Absicht auf Dekoration oder Schmuck gehört gewiß nicht dem Anfange einer Entwicklung darstellender Kunst an.“ Sehr interessant sind auch die mitgeteilten Beobachtungen über die Entwicklung kindlicher Darstellung, über Behandlung der Plastik und die daraus sich ergebenden Forderungen für den Zeichenunterricht. Wer sich mit den berührten Fragen beschäftigt, aber auch, wer Verständnis gewinnen will für Kinderzeichnungen, sei auf das mit vielen Reproduktionen ausgestattete Büchlein nachdrücklich hingewiesen.

Dr. R. Schacht-Berlin

